

Der Lektor

Seine Tätigkeit im Lichte neuer Forderungen

Dr. H. L. — Der Lektorberuf gehört zu den meist verzweigten und wichtigsten von allen Berufen, die im Dienste des Schrifttums stehen. Wenn im folgenden ganz allgemein vom Lektor die Rede ist, dann meine ich damit den

Verlagslektor

im engeren Sinne; in die Betrachtung nicht einbezogen sind also — von Einzelheiten abgesehen — jene Gruppen von Lektoren, die mit besonderen Aufträgen für die entsprechenden Dienststellen des Staates und der Partei arbeiten, die also etwa, um nur ein Beispiel herauszugreifen, darüber zu urteilen haben, ob Neuerscheinungen, die für die Schule bestimmt sind, sich tatsächlich dafür eignen und für diesen Zweck zugelassen oder empfohlen werden können. Zu diesen Gruppen gehören die Lektoren der Parteiamtlichen Prüfungskommission, der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, der Reichsschrifttumsstelle usw. Auch im Hinblick auf die Verlagslektoren selbst müssen da und dort gewisse Einschränkungen gemacht werden, da z. B. die Tätigkeit des Lektors eines wissenschaftlichen Verlages auf anderen Voraussetzungen beruht als die des Lektors eines allgemein schöngeistigen oder eines politischen oder eines Jugendschriften-Verlages. Noch innerhalb dieser Verlagsparten ist es nicht einfach, die Tätigkeit des Lektors immer auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Aus Gründen der Zweckmäßigkeit sei im folgenden vornehmlich an den schöngeistigen Verlag gedacht. Vom Lektor dieses Verlages läßt sich — *cum grano salis* natürlich — sagen, daß er der *ungekrönte König* des schöngeistigen Schrifttums sei. In seiner Hand liegt weitgehend die Entscheidung darüber, was von den eingehenden Manuskripten das Licht der Welt erblicken oder was mit freundlichem Dank für die Einsendung wieder an den Autor zurückgehen wird. Darin liegt die große *Verantwortung*, aber auch der hohe *Reiz* dieser Tätigkeit. Beide — Verantwortung und Reiz — unterliegen mitunter nicht geringen Einschränkungen bei solchen Verlagen, die einen einigermaßen festen und gleichbleibenden Bestand an Hausautoren ihr eigen nennen dürfen, besonders dort, wo es sich bei diesen Hausautoren um Persönlichkeiten handelt, deren Bedeutung bereits unumstritten feststeht. Der Lektor des Verlages von Hermann Stehr oder Kolbenheyer z. B. wird kaum mehr darüber zu befinden haben, ob ein neues Manuskript, das von diesen Dichtern eingeht, gedruckt wird oder nicht; denn es ist selbstverständlich, daß es gedruckt wird. Entscheidungen, die über etwaige geringfügige Änderungsvorschläge u. ä. hinausgehen, hängen in solchen Fällen von der Tätigkeit des Lektors nicht mehr ab. Etwas anders verhält sich die Angelegenheit dort, wo es sich zwar auch um einen schon eingeführten Autor handelt, wo dessen Geltung aber noch nicht so sicher und eindeutig feststeht, daß sein literarischer Ruf durch ein neues Werk, das gegenüber den bisher von der Öffentlichkeit gut aufgenommenen und von der Kritik gerühmten stark abfällt, nicht gefährdet werden könnte. Die Aufgabe des Lektors ist hier ganz besonders schwierig, denn es ist nun einmal eine Tatsache, daß die wenigsten Schriftsteller ihren eigenen Werken gegenüber so frei sind, daß sie die Berechtigung der Bedenken des Lektors immer ohne weiteres einzusehen vermöchten. Ich selbst habe mir während meiner Verlagsarbeit einmal die bittere Feindschaft eines Dichters zugezogen, weil ich ein von ihm neu eingereichtes Werk mit guten Gründen scharf ablehnte und vor einer Drudlegung dringend warnte — um seinetwillen. Er setzte die Veröffentlichung durch, die Aufnahme bei der Kritik und beim Publikum gab mir nachträglich recht; es zeigte sich, daß der betreffende Autor tatsächlich besser getan hätte, den Rat des Lektors zu befolgen und auf die Veröffentlichung dieses so stark aus dem Rahmen seines übrigen Schaffens herausfallenden Werkes zu verzichten. Ich habe dieses aus der eigenen Erfahrung gewonnene Beispiel angeführt, weil es eine

Lage veranschaulicht, in die sicher jeder Verlagslektor immer wieder einmal hineingerät. Er meint es gut, und es wird ihm, wenn dieses Gutmeinen nicht verstanden wird, mitunter übel dafür vergolten.

Ich gehe einen Schritt weiter und komme auf die Tätigkeit des Lektors zu sprechen, die dort einsetzt, wo er es mit jenen zahllosen Einsendungen wenig bekannter oder

völlig unbekannter Verfasser

zu tun hat, mit denen die Verlage, besonders die größeren, tagtäglich übersättigt werden. Einige Zahlen seien zum besseren Verständnis vorausgeschickt*). Nehmen wir an: Ein größerer Verlag bringt im Jahr etwa sechzig Neuerscheinungen heraus. Die Hälfte davon (diese Zahl dürfte eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein) wird bestritten durch die *Hausautoren* des Verlages. Im allergünstigsten Falle (ich nehme mit Absicht einmal diesen allergünstigsten Fall an, auch wenn er praktisch kaum eintreten dürfte) gelangen im Laufe eines Jahres also dreißig Manuskripte zur Annahme von Autoren, die bisher nicht zum Verlagsstamm gehörten. Unter diesen dreißig Manuskripten stammen sicher fünfzehn von Verfassern, die sonst schon mehr oder weniger gut in der Öffentlichkeit eingeführt sind, entweder durch Buchveröffentlichungen oder durch eine Tätigkeit, die ein gewisses Bekanntheit mit sich bringt und einen einigermaßen abzuschätzenden Grad von Interesse erwarten läßt. In diesem günstigsten Falle also bleiben fünfzehn Manuskripte für eine Annahme frei, die von unbekanntem oder wenig bekanntem Verfassern stammen und die aus der Flut der Einsendungen herausgefunden werden müssen. Halten wir diese Zahl fünfzehn einmal fest (in der Verlagspraxis dürfte sie sehr, sehr selten sein, denn welcher Verlag hat schon die Mittel, in einem Jahr fünfzehn neue Autoren einzuführen!) und stellen wir dagegen die Zahl der Manuskripteneinsendungen, die in einem Jahr bei einem Verlag von dieser ausgedehnten Produktion mit etwa 3000 angenommen werden darf, so bedeutet das, daß von allen eingesandten Manuskripten unbekannter Verfasser nur jedes zweihundertste vielleicht Aussicht hat, angenommen zu werden, jeweils hundertneunundneunzig von zweihundert verfallen der sicheren Ablehnung.

Leider sind diese ernüchternden Zahlen nicht allen denen bekannt, die sich jahraus jahrein in unserem Vaterland zum Schreiben berufen fühlen. Wenn das der Fall wäre, wäre doch anzunehmen, daß manch einer von ihnen es sich lieber drei- als zweimal überlegen würde, ob es wirklich Zweck und Sinn hat, die Feder einzutauchen oder die Schreibmaschine hervorzuholen, um das entscheidende, noch fehlende große Werk zu schreiben. Allzuviel soll man sich von dieser Überlegung aber nicht versprechen, — die Lektorate der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums und der Reichsschrifttumsstelle wissen ein vielstrophisches Lied von dem Glauben an die eigene Berufung dieser Schreibenden Menschen zu singen, von einem Glauben, der in den Begleitbriefen zu den eingesandten Manuskripten flammt, glüht und knistert, und der in so vielen Fällen, ja in der weitaus größten Zahl der Fälle, nicht die geringsten realen Voraussetzungen hat. Unter den Manuskripten, die mir persönlich zugehen, finde ich z. B. immer wieder solche, deren Schreiber von Orthographie keine Ahnung haben, bei denen das Wort Stilgefühl nur zu denken verantwortungslosen Optimismus bedeuten würde, Menschen, die sich nie überlegt haben, was das heißt und bedeutet: ein Buch zu schreiben, das anderen Menschen etwas sein und geben soll, ganz einfach: Pathologen. Diese Dinge müssen einmal mit rückichtsloser Offenheit ausgesprochen werden, da

*) Natürlich kann es sich hier nur um ungefähre Ziffern handeln. Ich lasse mich gegebenenfalls gern belehren. Auch wenn die Zahlen etwas zu hoch gegriffen sind, ändert sich ja kaum etwas am Grundsätzlichen. D. Verf.